Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 14 (1924)

Heft: 4-7

Artikel: Sagen, Märchen, Anekdoten und Witze aus verschiedenen Kantonen

Autor: Müller, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004934

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Volkskunde
Folk-Lore Suisse.

Korrespondenzblatt der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde | Bulletin mensuel de la Société suisse des Traditions populaires

14. Jahrgang — Heft 4/7 — 1924 — Numéro 4/7 — 14e Année

Josef Müller, Sagen, Märchen, Anekdoten und Witze aus verschiedenen Kantonen. — Maurice Gabbud, Traditions du Levron (Valais). — J. Escher-Bürkli: Volkskundliche Splitter aus dem Unter-Engadin. — Antworten und Nachträge: Grolla, Kópa. Leichen im Schnee. Amerikalied. — Fragen und Antworten: Schweizerische Speisen. Durchziehen als Heilritus. Kalenderglaube. 10,000 Ritter. Kiltgang. Zahnstocher. Redensart vom Trinken. — Notizen: Künstliche Höhlen. — Coutumes de Mai. — Notes de folklore du «Conservateur suisse». (Suite.) — Maisons rurales. — Bücheranzeigen.

Sagen, Märchen, Anekdoten und Witze aus verschiedenen Kantonen.

Von Josef Müller, Altdorf.

Beim Sammeln der Sagen des Kantons Uri, die demnächst als Band der „Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde" in Druck gehen, sind mir auch Sagen aus anderen Kantonen erzählt worden. Ich teile sie hier mit, indem ich sie alphabetisch nach Kantonen anordne.

1. Weihnachtsaberglaube.

Wenn ein Mädchen in der Heiligen Nacht des Christfestes zu drei Brunnen geht, beim ersten Brunnen den Mund voll Wasser nimmt und es zum zweiten trägt, beim zweiten wieder einen andern Mund voll faßt und zum dritten trägt und von dort den dritten Mundvoll zur Kirche trägt, so begegnet ihm an der Kirchentüre der künftige Gemahl und fragt: „Wottsch au z'Chilche".

(Kt. Basel: Fr. Gisler-Zwyßig.)

2. Die Blüemlisalp

war eine herrliche Eigenalp im bernischen Oberhasli gegen Uri; die hatte so milchreiche Kräuter, daß sie die Alpkühe da oben dreimal täglich melken mußten. Nur Muttärä[1]) und Mäntäli[2]) wuchsen da. Der Besitzer der Alp war aber ein ruchloser Bursche. Er hatte eine Liebste, und es wurde ein Tag bestimmt, da sie auf der Alp Hochzeit feiern wollten. Als der Tag herannahte, machte er aus fetten Alpkäsen eine Stiege bis zu den Hütten hinauf und pflasterte sie mit purem Anken, nur daß die Braut bei ihrer Ankunft ihre Schühlein nicht beschmutze. Am Tage der Hochzeitsfeier kam auch des Burschen Mütterlein auf die Alp in der Hoffnung, da einmal einen guten Tag zu erleben und köstliche Alpspeisen genießen zu können. Aber der Sohn bewirtete sie mit saurer Süffi, die er noch mit Roßgaglen vermischte. Da sprach das Fraueli den Fluch aus über die Alp. Bald begann es zu donnern, ein furchtbares Wetter kam über die Alp, und dann fing es an zu schneien, und es schneite die Alp mit dem Hochzeiter und der Geliebten und dem Sennten ein, und es gab Gletscher über die Alp, der nicht mehr ausaberte. Nur der Senn mit dem Chessi entkam. Von nun an hauste ein Gespenst daselbst. Die Leute aber hätten gerne die Alp benutzt. Auf einen guten Rat hin zogen sie ein schneeweißes Stierenkalb auf, das kein schwarzes Härchen hatte, und zwar fünf Jahre lang; das erste Jahr nährten sie es mit der Milch von einer Kuh, im zweiten von zwei Kühen usw., im fünften Jahre gaben sie ihm die Milch von fünf Kühen. Das wurde ein furchtbares Tier, das kann man sich denken. Als die fünf Jahre vollendet waren, banden sie diesen Stier mit den Hörnern an die Haarzöpfe einer reinen Jungfrau. Sie schritt voraus der vergletscherten Alp zu, das Tier folgte ihr willig. Wie sie die Alp erreichten, fing es an zu abern, so weit sie miteinander vorrückten. Wo sie auf das Gespenst trafen, gab es einen so furchtbaren Kampf, daß Gespenst, Stier und Jungfrau zugrunde gingen. — Das hat mir ein Muotataler erzählt, der in Frankreich neben mir diente.

(Kt. Bern: Michael Aschwanden.)

3. Der Schatz und der weiße Ziegenbock.

Ein im Obergaden schlafender Knecht konnte durch einen Spalt in der Diele seinem Bauer zuschauen, als dieser einen großen Haufen Geld im Stalle in die Erde vergrub, und hörte ihn sagen, diesen Schatz sollte niemand bekommen, als ein Mann, der auf einem

[1]) Meum Mutellina. — [2]) Alchemilla vulgaris.

schneeweißen Geißbock von der Stelle weg, wo der Schatz vergraben liegt, rückwärts auf dem Tiere sitzend, durch den Stall und die Stalltüre hinausreitet. Mehrere Jahre später traf der ehemalige Knecht die Söhne des Bauers auf einem Markte und fragte sie, wie es gehe. Nicht gut! Der Vater sei gestorben und habe nichts hinterlassen, da sie doch geglaubt hatten, sie hätten ein schönes Vermögen beieinander. Jetzt erzählte er ihnen, was er in jener Nacht beobachtet. Sie gingen und gruben an der Stelle, wo der Schatz vergraben lag, und fanden einen Hafen, der mit Kieselsteinen angefüllt war. Jetzt kauften sie bei der ersten besten Gelegenheit ein frischgeworfenes weißes Ziegenböcklein, zogen es mit Milch auf und probierten von Zeit zu Zeit, ob es stark genug sei, ein Mannenvolk zu tragen. Sobald dies der Fall war, stellten sie den Ziegenbock auf den Platz des Schatzes, ein Mannenvolk setzte sich verkehrt auf seinen Rücken, und da lief das Tier mit ihm durch die Stalltüre hinaus bis zur Hausecke, wo es ihn abschüttelte, in die Luft hinauffuhr und spurlos verschwand. Jetzt fanden sie im Hafen nicht mehr Kieselsteine, sondern schönes Geld.

(Kt. Bern: Ernst Friedli, Lützelflüh.)

4. Der gespenstige Barbier.

Ein müder Wanderer hatte schon in fünf Gasthäusern eine Nachtherberge gesucht und keine gefunden. Eindringlich schilderte er nun im sechsten seine Not und bat, ihn doch nicht abzuweisen. Der Wirt aber sagte, alle Zimmer seien besetzt bis auf eines, und da sei es nicht geheuer. Jeder, der bis dahin in diesem Raume übernachtet, sei am Morgen verschwunden gewesen. Das Zimmer möchte er doch sehen, meinte der Wanderer, und der Wirt zeigte es ihm. Es war ein schönes Zimmer mit Waschkommode, Tisch, schönen Stühlen und einem guten Matratzenbett. „Das ist doch interessant", sagte der Fremdling, „so ein schönes Zimmer und doch unbewohnbar". Ob er darin schlafen dürfe? Der Wirt meinte, ihm sei es ja gleich; wenn er sich nicht fürchte und die Gefahr auf sich nehmen wolle, so möge er da übernachten. Der Wanderer blieb also im Zimmer. Er schlüpfte zwischen Ober- und Untermatratze, gückelte dazwischen hinaus und wartete. Bis Mitternacht blieb alles still. Sobald es aber zwölfe geschlagen hatte, hörte er jemand durch den Gang daherkommen. Die geschlossene Zimmertüre ging auf, und herein trat einer mit einem Reiseköfferchen in der Hand. Das stellte er auf den Tisch, öffnete es und entnahm ihm ein Rasiermesser, Seife, Bürste, Haarschneidemaschine, kurz alle die nötigen

Utensilien eines Barbiers. Jetzt wandte er sich gegen das Bett und winkte stumm dem Gaste, er solle kommen. Der erschrak, dachte aber, da sei nichts anderes zu machen, als zu folgen, und kroch zwischen seinen Matratzen hervor. Der Barbier lud ihn schweigend ein, sich zu setzen. Er tat es. Jetzt seifte ihn der Barbier ein und rasierte ihn, schnitt ihm die Haare zuerst mit der Maschine und rasierte sie noch hinterdrein kahl und führte ihn zuletzt, ihn am Arme führend, zum Spiegel, wo er sich beschauen konnte. Da kam es dem Übernächtler in den Sinn, er könnte es dem andern auch so machen. Er nahm ihn also am Arme, führte ihn zum Stuhle, hieß ihn sitzen, rasierte ihm Schnurr- und Backenbart und auch den Schädel ganz kahl und führte ihn zuletzt ebenfalls vor den Spiegel. Da sagte er, der bisher stumm gewesen: „Jetzt kann ich reden und dir danken; du hast mich erlöst. Keiner hat es bisher gewagt, mir mit gleicher Münze heimzuzahlen. Zum Spott und Hohn habe ich in meinem irdischen Leben es einmal einem Menschen so gemacht wie diese Nacht dir. Auch habe ich viel Geld und Gut zusammengeschachert und versteckt. Komm mit mir!“ Der Geist packte seine Sachen zusammen und führte den Übernächtler in einen Keller hinunter, wo viel Geld auf einem Tische lag, das dieser zusammenpackte und für sich in Besitz nahm, worauf der Geist verschwand. — „Das hat allemal der Vater erzählt.“

(Kt. Bern: Ernst Friedli, Lützelflüh.)

5. Der Nasenstüber.

Eine Mutter zog ihren Sohn bis zu dessen 18. Lebensjahre an ihrer Mutterbrust auf. Eines Tages nun ging sie mit ihm zu Wald, um Brennholz auf den Winter zu holen. Da fanden sie ordentlich große Tannen, die dürr waren, und sie übergab dem Bub das Beil, daß er sie fälle. Er aber riß sie mit seinen Händen mit samt den Wurzeln aus dem Boden, trug sie auf einen Haufen zusammen, machte ein Bündel und trug sie heim. Da meinte die Mutter, er könnte in die Welt hinausziehen und sein Brot selber verdienen. Gut. Der Bub ging und bot sich da und dort als Knecht an. Er wolle keinen Lohn, sagte er, und dinge nur auf ein Jahr. Speise und Trank und Kleider verlange er, mehr nicht, und daß der Meister am Ende des Jahres von ihm ein „Nasächnelli“ annehme. Das gefiel aber den Leuten nicht. Das Nasächnelli dünkte sie kurios. Sie dachten, von so einem festen Burschen sei ein Nasächnelli am Ende kein Spaß. Darum wollte ihn niemand. Endlich kam er zu einem Sager, der gerade einen Knecht suchte. Der

dachte, das wäre ein billiger Knecht, und das Nasächnelli am Ende des Jahres sei doch gewiß nicht tötlich. Er nahm ihn an. Am nächsten Tage schickte er seine Knechte mit zwei Rossen und einem Wagen in den Wald ins Holz und gab ihnen den frischgedingten Gehilfen mit. An Ort und Stelle angekommen, machten sich die Knechte frisch und munter an die Arbeit und arbeiteten darauf los. Der neue Knecht aber legte sich auf den Boden und faulenzte. Erst, als sie den Z'nünisack aufmachten, wurde er munter, stand auf, setzte sich zu ihnen und aß mehr als alle miteinander. Nachher faulenzte er wieder, bis sie nach Mittag heimfuhren. „Wie hat sich der neue Knecht gemacht?" fragte der Meister. „Schlecht!" sagten alle. „Gefaulenzt hat er, und nur beim Z'nüni hat er mitgemacht." "Nun", meinte der Meister, „es ist das erste Mal, der hat heute nur sehen wollen, wie man die Arbeit an die Hand nimmt." Aber am folgenden und am dritten Tage machte er's auf die nämliche Art. Am vierten Tage schickte ihn der Sager mit den zwei Rossen und dem Wagen allein ins Holz. Er fuhr davon, lud im Walde eine schöne Bürde und setzte sich oben darauf. Aber die Pferde kamen nicht vom Fleck, sie mochten sich noch so sehr anstrengen. Es nützte nichts, daß der Fuhrmann seine starke Peitsche an ihnen zerschlug. Da stieg er herunter, riß eine ordentlich große Buche mit den Wurzeln aus dem Boden, zerrte die Wurzeln und Äste ab, wand den Stamm auf, wie man Weiden aufwindet, und schlug mit der Buche auf die Pferde los, bis sie tot zusammenbrachen. Die Last war nun einmal zu schwer für sie. Jetzt band er mit einer schweren eisernen Kette das Fuder zusammen, hängte an jeder Seite ein totes Pferd an, stellte sich an die Deichsel und zog die ganze Last selber zur Säge. Auf des Sagers verwunderte Fragen erzählte er alles. Da wurde diesem bange, und er dachte nur mehr mit Grauen an das bevorstehende Nasächnelli. Er klagte daher seine Not einem befreundeten Weinhändler, und der sagte: „Schicke diesen Knecht an dem und dem Tage mit Roß und Wagen zu mir, unter dem Vorwande, ein Faß Wein bei mir zu holen. Den Wagen mache durch ein rotes Fähnchen kenntlich. Im Walde, den er passieren muß, werden Schützen auf ihn warten und ihn erschießen. Dann wird er wohl keine Gelegenheit mehr finden, Nasächnelli auszuteilen." Erleichtert atmete der Sager auf, und am bestimmten Tage schickte er den unliebsamen Knecht mit Roß und Wagen, der mit dem roten Fähnchen gekennzeichnet war, auf den Weg. Im Walde regnete es Kugeln auf ihn. Er aber netzte nur den Schläckfinger und fuhr damit über die Stellen am Leibe, wo die Kugeln

abgeprallt waren. „Wie ist's gegangen auf dem Wege?“ frage der Weinhändler, der sein Erstaunen verbarg, als der Knecht mit Roß und Wagen unversehrt anrückte. „Gut ist's gegangen“, entgegnete dieser, „nur die Brämen haben ein bischen wüst getan.“ Der Händler gibt ihm ein Faß Wein und schickt ihn zurück. Auch der Sager fragt, wie es auf der Straße gegangen sei, und erhält zur Antwort, es sei gut gegangen, nur seien die Brämen lästig bös gewesen. Jetzt wird's dem Sager angst und bange. Bei all seinen Freunden fragt er um Rat, aber alle meinen, er müsse eben den Vertrag halten, wie er ihn abgeschlossen. Als des Jahres Ende nahte, probierte er noch ein letztes Mittel. Er ließ in seinem Hofe einen tiefen Sodbrunnen graben und, als dieser tief genug schien, den unheimlichen Knecht allein darin arbeiten. Jetzt wälzten sie einen Mühlstein in den Sod hinunter. Aber der da drunten schüttelte nur den Kopf und rief hinauf, sie sollten doch die Hühner wegjagen, die ihm Unrat hinunterscharren. Weil sie aber fortfuhren, große Steine hinunterzuwerfen, kam er hinauf mit dem Bemerken, so verleide es ihm, zu arbeiten. Als er am Schlusse des Jahres das Nasächnelli verabfolgte, war dieses so wuchtig, daß des Sagers Kopf in vier Stücke auseinanderfiel.

(Kt. Bern: Ernst Friedli, Lützelflüh.)

6. D'Rueßdilimyggärä.

Ein alter Glarner pflegte einem Geißbub, der gerne fluchte, mit folgenden Worten zu wehren: „D'Rueßdilimyggärä nimmt di de, wenn d' äso tuesch Gott lestärä!“

Vgl. Schw. Volksk. XI, 10 Nr. 15. (Brienzwiler, Kt. Bern.)

7. Hansli duck-di!

Dem Pfarrer von Linthal hatten freche Diebe eine frischgemetzgete Sau gestohlen. Am nächsten Sonntag brachte der bestohlene Herr einen „hämpfligen“ Stein auf die Kanzel und legte ihn vor sich auf den Kanzelrand. Dann predigte er gegen die überhandnehmende Verderbnis der Zeit und kam so auch auf die Schändlichkeit des Diebstahls zu reden. Sogar ihm habe man gewagt, eine Sau zu stehlen. „Aber ich kenne den Frechling; diesen Stein da werfe ich auf sein frevelhaftes Haupt“, rief er, ergriff den Stein und erhob ihn drohend. Alles war gespannt, eine Maus hätte man gehört, durch die Kirche laufen. Da hörte man eine Stimme zu hinterst in der Kirche rufen: „Hansli duck-di, der Chetzer chennt nu werfä!“

(Kt. Glarus.)

8. Die weiße Katze.

Ein junger Bursche, der bei einer Bäuerin diente, besuchte häufig seinen Schatz, und jedesmal ging eine weiße Katze vor ihm her, sprang von Zeit zu Zeit auf irgend einen Stein am Wege und drohte, ihm ins Gesicht zu springen. Da ging er einmal zu seinem Pfarrer und klagte ihm dieses sein Anliegen. Der riet ihm, er solle sein Messer in den Pfarrhof bringen. Das tat der Bursche; der Pfarrer segnete es und sagte, wenn die Katze wieder einmal auf einem Stein sei, solle er ihr mit diesem Messer die Ohren abhauen, aber sie ja nicht etwa angreifen, so lange sie auf dem Erdboden sei. Der Kiltgänger führte solches auf seinem nächsten nächtlichen Besuche aus und zeigte die eroberten Ohren auch der Geliebten. Da waren es Weiberohren! „Aha", sagte er, „da heißt's aufpassen, was für ein Weibervolk ohne Ohren daherkommt!" Am nächsten Morgen lag seine Meisterin krank im Bett und ihre Tochter tischte das Kalazzen auf. Zum Mittagessen erschien die Meisterin, hatte aber den Kopf verbunden. Der Knecht riß ihr das Tuch ab, und jetzt kam's an den Tag, daß ihr die zwei Ohren fehlten.

(Kt. Graubünden: Fr. Gisler-Zwyßig.)

9. Ortsneckerei.

Wenn sie zu Gerliswil, Kt. Luzern, in der Kirche läuten müssen, braucht es ihrer fünf dazu: zwei die läuten, zwei, die dabei den Kirchturm festhalten, und einen, der durchs Dorf läuft und ruft, es läute. (Kt. Luzern: Felix Russi.)

10. Die Kröte.

An einem Ort traf ein Mesmer immer, wenn er wollte Fünfuhrläuten, eine große Kröte auf einem Vogelnest unter der Glocke, so daß er nicht läuten konnte. Mußte den Geistlichen holen.

(Kt. St. Gallen: Peter Holenstein.)

11. Die rote Katze.

An einem andern Ort ließ sich immer zur Nachtzeit eine rote Katze sehen, die Augen machte wie Feuer. Das ging so, bis man es dem Pfarrer sagte; der brauchte nur das Kreuz zu machen, so hatte der Spuk schon ein Ende. (Kt. St. Gallen: Peter Holenstein.)

12. Zauberer.

1. In der Gegend von Fischingen lebte ein Jäger, der immer Glück hatte. — Das ist denn aber eine uralte Geschichte! Die habe ich gehört, als ich noch ein Knabe war. — Dem fehlte nie kein

Schuß; die schönsten Rehe, die fettesten Hasen, die schlauesten Füchse waren seine Beute. Einst legte er sich im Freien nieder und entschlief. Da kamen einige Jäger daher, die eifersüchtig auf ihn waren. Die untersuchten den Rock, den der Jäger neben sich liegen hatte, und fanden ein Büchlein darinnen. Das nahmen sie, lasen es durch und merkten, daß es ein Hexenbüchlein war. Sie warfen es in einem Ofen ins Feuer; aber es kam unversehrt zurück, so oft sie es auch hineinschleuderten. Sie vergruben es im Erdboden und belasteten es mit einem schweren Holzklotz, umsonst! Es war wieder bei ihnen. Sie versuchten es zu zerschlagen, aber alle Bemühung war vergebens. Endlich brachten sie es einem Kapuziner; der erst wurde ihm Meister.

2. Wenn zwei Hexenmeister einander feind sind, so muß der eine von beiden draufgehen. (Kt. St. Gallen: Peter Holenstein.)

13. Der goldene Wagen in Tanedina.

Als einst der Jäger Jore einen schmalen Felsenpfad in Tanedina ob der Alp Piora beging und sich dabei mit den Händen am Felsen festhielt, hatte er auf einmal ein Roßeisen in der Hand. Da ihm solches wunderbar vorkam, ging er zum Ortspfarrer und zeigte ihm den seltsamen Fund. Der Geistliche erkärte ihm, das Eisen sei der Schlüssel zu einem mächtigen Schatz; der bestehe aus einem goldenen Wagen mit zwei goldenen Rossen und einem goldenen Fuhrmann. Dieser Schatz öffne sich von selber jedes heilige Jahr, also alle 25 Jahre. Er solle aber jenen Punkt nochmals aufsuchen und das Roßeisen hinlegen, so werde der Felsen sich öffnen und der Schatz ihm zufallen. Der Jäger aber ging zum Schmied Pompeo — warum? das weiß ich nicht —, dieser warf das Eisen ins Feuer und wollte es ausklopfen. Aber er konnte nichts ausrichten, und im Zorn warf er es zum alten Eisen, wo es spurlos verschwand. Darüber ebenfalls befragt, sagte der Pfarrer von Airolo, es sei von selber an seinen Ort zurückgekommen. Beim nächsten anno santo machten sich ihrer drei Airolesen auf den Weg, um den offenen Schatz zu holen, fielen aber dabei in den Lago Scuro, und nie wurden ihre Leichen gefunden. (Kt. Tessin: Fridolin Fischer.)

14. Das goldführende Bächlein zu Osco.

Ein Jäger trank aus einem kleinen Bächlein zu Osco und erblickte einen goldenen Schimmer auf dessen Grunde. Mit beiden Händen langte er darnach und schöpfte eine ganze Hand voll klaren Goldstaubes heraus. Das schickte er nach Mailand an einen Gold-

schmied, und der schrieb ihm, er solle dort nachgraben, es werde viel Gold zum Vorschein kommen. Aber niemand fand je wieder eine Spur von Gold in diesem Bächlein.

(Kt. Tessin: Fridolin Fischer.)

15. Das Helgenstöckli.

Ein Fremder zu Engelberg betrachtete ein Helgenstöckli und fragte einen Einheimischen, der gerade vorüberging, wem es gehöre. „Wennd's ä Chuäh wär, so mulch-si dz Chloschter", war der trockene Bescheid.

16. Im Dräck stehrä.

Einmal wallfahrteten die Engelberger mit Kreuz nach Grafenort, um Regen zu erbitten. Auf ihrem Heimweg hagelte es tüchtig. Da meinte einer, der nicht mitgemacht hatte: „I ha 'dänkt, äs cheem äsoo, worum hent s' miessä-n-im Dräck ga stehrä".

17. Dz hinder und dz vorder Firä.

Z'Ängelbärg sind de zwee Alpä, eini heißt dz vorder Firä (Firnen), die ander dz hinder Firä; dz hinder Firä g'heert dän Ängelbärgärä, dz vorder am Gnädig Herr z'Ängelbärg. Nu güet! Mal einisch sig än Ängelbärger uf Rom chu, dänk eppä midämä Pilgerzug. Und dert heig-er de äs Bild g'seh, das heig äs blutts Wybervolch vorgstellt. Da heig er äsoo hindsch glächlet, der Ängelbärger, und heig gseit: „Die hets etz nu besser a'g'reisets weder ysärä, der gnädig Herr z' Ängelbärg. Der het nur dz vorder Firä, und derer da lahnt-s dz Hinder und dz Vorder firä."

18. Anerkannter guter Wille.

Vor Zeiten mußten die Leute von Binn nach Aernen zur Kirche gehen, wozu es zur Winterszeit bei zwei Stunden braucht. Einmal nun, es war zu Lichtmeß und hatte hohen Schnee, waren die Männer von Binn auf dem Wege zur Kirche, und zwar gingen sie wegen der Lawinengefahr über den Berg. Auf einmal, als sie Ebnenmatten erreichten, entzündeten sich von selbst in ihren Säcken die Kerzeu, die sie mitgenommen hatten, um sie segnen und während der Messe brennen zu lassen. Das war ihnen ein Zeichen von oben, daß Gott mit ihrer Leistung und ihrem guten Willen zufrieden sei, weshalb sie umkehrten. Das sei vor etwa 600 Jahren geschehen.

(Kt. Wallis: Frau Tenisch-Kiechler.)

Vgl. Walliser Sagen (1907), Bd. 1 Nr. 68 (Binntal).

19. Die gerettete Kapelle.

Ob der Kapelle und den Häusern zu Gießen im Binntal ließ eine Hexe einen Erdschlipf (äs Wieggisch) an, um sie zu zerstören. Aber die Kapelle blieb verschont, während die Häuser verschüttet wurden, und die Hexe beklagte sich, sie habe nichts machen können, weil ein Fräulein bei der Kapelle gewesen sei und mit einem Besen alles Gerölle immer weggewischt habe.

Eine weibliche Hexe nennt man bei uns „Häx", einen Hexenmeister „Stridel", Mehrzahl „Striddlä".

(Kt. Wallis: Fr. Tenisch-Kiechler.)

Vgl. Walliser Sagen (1907) Bd. 1 Nr. 70. (Gießen, Binntal.)

20. Von den armen Seelen und vom Gratzug.

a) Wenn auf dem Herd, wie ihn die alten Küchen aufweisen, der Dreifuß über Feuer stand, ohne daß die Pfanne darauf war, so mußten es, wie man sagte, die armen Seelen büßen, und man beeilte sich, entweder den Dreifuß wegzunehmen oder eine Pfanne überzutun.

b) Wenn eine Port (Türe) im Hause offen steht, so halten die armen Seelen die Hände zwischen d'Port, und sie müssen es büßen, wenn man die Port rasch und heftig zuschlägt.

c) Wenn in einem Hause vier Porten im Kreuz gegeneinander offen sind, z. B. die beiden Hausporten und zwei Zimmerporten, so hat der Gratzug das Recht, durchzuziehen. Vom Gratzug erzählen die Alten viel. Aber das ist alles alter Aberglaube.

(Binn, Wallis: Fr. Tenisch-Kiechler.)

Zu a) vgl. Schweizer Volkskunde XII, 37, 14 (Binn). Zu b) ebda. S. 38, 18 (Binn).

21. Die Fuchshaut.

Ein Jäger von Bürchen — mein Vater hat ihn gekannt — war damit beschäftigt, einen erlegten Fuchs auszuweiden und zu schinden. Wie er die Haut über des Tieres Nase heraufzog, fing dieses an, jämmerlich zu schreien. Dennoch vollendete der Jäger seine Arbeit und hängte das Fell an einer Wand in seinem Hause auf, nachdem er die vier Füße zusammengebunden hatte. Doch dieses Fell verhielt sich nie ruhig, sondern bewegte sich fast beständig. Endlich auf einen guten Rat hin machten sie die Füße des Fuchses los und warfen das Fell auf die Gasse hinaus. Und schau! es machte sich schleunigst davon. Das soll wahr sein.

(Wallis: Leo Furrer von Bürchen.)

22. Die Fuchshexe.

Ein Jäger von Bürchen hatte einen Fuchs erlegt. Als er hinging, ihn zu holen, floh das Tier davon und ließ nur einen blutenden Fuß zurück, der sich aber in der Hand des Jägers als eine Weiberhand entpuppte. Auf den blutigen Spuren des entronnenen Fuchses gelangte der Jäger zu einem Haus, das er betrat. Dort traf er ein Weib, das einen Arm unter der Bettdecke verborgen hielt. Er hob die Decke auf und sah, daß dem Weib die Hand fehlte, die er auf jenem Platze gefunden und mitgenommen hatte. Sie paßte vollkommen. (Wallis: Leo Furrer.)

23. Vom Sterben.

Wenn an einem Sonntag auf dem Weg zur Kirche eine lange Reihe Kirchgänger sich bildet, wenn beim Wandlungsläuten der Messe oder beim Aveläuten am Abend die Stunde schlägt, wird bald wieder jemand aus der Gemeinde, wenn bei Tisch zufällig zwei Messer oder Gabel und Messer kreuzweise aufeinanderliegen, jemand aus der Familie sterben.

Wer ein neues Haus gebaut hat, wird darin nicht lange mehr leben können. (Binn, Kt. Wallis: Fr. Tenisch-Kiechler.)

24. Der Walchwyler Wein.

Zu Walchwyl wuchs vor Zeiten ein herrlicher, feuriger Wein. Da war aber ein Gespenst, das die Gegend beunruhigte, und die Walchwyler holten in Arth einen Kapuziner, daß er ihnen das Gespenst bezwinge und unschädlich mache. Der Kapuziner aber sagte, bevor er's mit dem Gespenste aufnehme, müsse er einen halben Liter Walchwyler trinken. Da erschrak das Gespenst ob solchem Vorhaben und sagte: „Da will ich lieber nicht probieren. Wenn der Pater Walchwyler trinkt, dann bin ich geliefert."

(Kt. Zug: Michael Aschwanden.)

25. Helf dir Gott.

An einem Ort geschah es oft, daß die Leute beim Passieren eines Zaungatters ein Unsichtbares sich erniesen hörten. Dreimal! Gewöhnlich riefen sie „G'sundheit!" zu, erhielten aber darauf eine so gewaltige Ohrfeige, daß sie auf die Nase flogen. Da kam einmal einer daher, der im Wirtshaus gesessen und etwas angestochen war. Der hörte das dreimalige Niesen auch und antworte dreimal: „Hälf dr Gott, du Haderlump!" Auch er bekam die Ohrfeige zu spüren und machte mit dem Erdboden Bekanntschaft. Aber nun erschien es ganz im Weißen und sagte: „Jetzt bin ich erlöst. Auf dieses „Helf dir Gott" hab ich gewartet."

(Kt Zürich: Fr. Gisler-Zwyßig.)

26. Die verführende Musik.

Einige Personen droschen in einem Tenn. Eine aus ihnen dachte bei sich: „Ich möchte mich doch lieber erhängen, als noch länger mit dieser Arbeit abgeben.“ Da hörten ihre Gespanen eine herrliche Musik in der Nähe. Sie liefen hin, aber je weiter sie liefen, desto entfernter hörten sie die Musik, bis diese endlich verstummte. Da kehrten sie um; im Tenn aber fanden sie den zurückgebliebenen Kameraden tot an einem Strohhalm erhängt.

(Kt. Zürich: Frau Gisler-Zwißig.)

27. Gutwetter.

Die Hegnauer hätten gerne Gutwetter gehabt. Da gingen sie zum Gemeindepräsident und sagten, er müsse für Gutwetter sorgen. Der machte sich auf die Socken, ging nach Zürich in die Apotheke und verlangte Gutwetter. Der Apotheker schaute den Mann so an, ging weg, tat ein Bienchen in eine Schachtel und gab es gut verschlossen dem Präsident. Da sei das gut Wetter drin, aber er dürfe nicht öffnen, bevor er zuhause sei. Unterwegs aber wunderte es den guten Hegnauer, und er öffnete die Schachtel. Da flog die Biene durch die Lüfte davon. „Gutwetter, Hegnau zu!“ rief ihm der Präsident noch lange nach.

(Kt. Zürich: Fr. Gisler-Zwyßig.)

Traditions du Levron (Valais).

Maurice Gabbud.

Le village du Levron, peuplé d'environ 400 âmes, est blotti au milieu d'un coteau qui serait fort aride s'il n'était pas fertilisé par un „bisse“ datant de 1774, et qui amène d'assez loin au Val de Bagnes, les eaux glaciaires bienfaisantes, gage de prospérité des montagnards indigènes. Coteau et village sont dominés au nord-est par la classique pyramide de la Pierre à Voir, qui semble être comme le pivot orographique du Valais central. Le Levron, sis à 1315 mètres d'altitude, constitue une des principales sections de la commune disséminée de Vollèges, dont le territoire s'étend sur la rive droite de la Dranse, qu'il ne franchit pas, de Bagnes à Martigny. Un dépôt des postes a été installé dans ce quartier montagnard le 1er avril 1914.

La chapelle du Levron, dédiée à Saint Jean-Baptiste, possède une porte ancienne et curieuse, digne de l'attention de l'archéologue et de l'amateur d'art populaire. Elle est en